

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 12

Artikel: Der arme Lukas : eine Geschichte in der Dämmerung [Schluss]
Autor: Holzamer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Sonntagskind.

Den Beutel wie den Sack leer,
Hans trug des Weges trollte;
Ihn quälten Hitze und Hunger schwer,
Mit Gott und Welt er grollte.

Da stach ihn etwas in die Hand,
Und als er wollte wehren,
Vor einem Brombeerstrauch er stand
Voll glänzend schwarzer Beeren.

Er pflückte sich die Früchte frisch,
Sein Trübsinn war verschwunden;
Er dacht': „Ich ess' von Gottes Tisch“
Und ließ das Mahl sich munden.

Da plötzlich sinnt er: „Warum hab'
Just ich den Strauch gesehen?
Viel Leute doch landauf und ab
Des Weges täglich gehen.“

„Hans“, gab er drauf sich blitzgeschwind
Die Antwort klar und flüchtig,
„Das macht: Du bist ein Sonntagskind.“
Und schmunzelte vergnüglich.

Albert Fischli, Muttens.

Der arme Lukas.

Eine Geschichte in der Dämmerung von Wilhelm Holzamer.
(Schluß.)

Noch ein volles Jahr blieb ich in München. Ich weiß nicht, ob ich viel lernte. Ich sagt' ja schon, ich war kein Lerner. Aber ich war doch weitergekommen. Es wurde noch vieles reifer in mir, das fühlte ich. Aber wo sollt's hinaus? Wo war einmal ein Ende und Ziel?

Ich war auch kein Haster. Aber man war ja gezwungen zur Hast. Das war ja, wohin ich sah, ein Wettrennen. Es handelte sich bei allen um den Preis, den vollen Geldbeutel. Das war der Erfolg!

Dazu war ich nun einmal nicht. Mir war's um die Kunst und um mich selbst. Ich habe immer in beiden die Höhe des einen notwendig für die des andern gefühlt. Vielleicht war mir's ja damals nicht so klar bewußt, wie mir das heute ist. Es kam gewissermaßen so aus meiner Beschaulichkeit, meiner ganzen träumerischen Art heraus, in der alle Dinge des Lebens ihren besonderen Wert erst in ihrer Beziehung zu mir erhielten. Und aus all dem mag's gekommen sein, wie ich seither gelebt

hatte, — aus meiner Jugend, meinen Fähigkeiten, meiner Herkunft meinetwegen.

Was red' ich darüber aber lang! 's ist vorbei.

Das sind ja alles Trümmer, worauf ich sehe. Scheint nicht einmal eine Sonne drauf. Liegt im Grauen und Dunkeln. Und ich lächle doch. Junger Freund, so ein Lächeln erkaufst man teuer.

Ich könnt' ja von Schicksal reden. Das ist ein schönes und bequemes Wort. Zwar — es liegt doch etwas drin. Nur sprechen wir dem gern die Hauptkraft zu, um unsere Schwäche zu entschuldigen. Man müßte sich dran reiben, man müßte es niederzwingen, und es müßte nur dazu da sein, unsere Kraft zu stählen, unseren Willen zu erhöhen, unseren Sinn zu vertiefen. Müßte! Ja, alles schön. Ich hab' mir's all auch damals gesagt. Ich hab' das Schicksal angeklagt und mich. Ich hab' die Schuld von mir ab- und dem Schicksal zugewälzt. Ich hab' sie mir wieder all aufgeladen. Was ist dazu zu sagen! Der eine heißt's durch, der andere nicht. Dem einen ist's Schaden, dem andern Nutzen. Ob das auch Bestimmung, auch Schicksal ist? Jedenfalls soll man dagegen tun, was man kann. Aber da predige einer! Ich hab' gelebt. Wie ich gelebt habe, 's ist vorbei. Was wühl' ich drin? Sag' ich offen heraus und ein wenig hart: ich war ein Schwächling! Es tut mir gar nicht mehr weh. Darüber bin ich hinaus. Ich hab' meinen Frieden. Ich lächle. Es gibt keinen Sturm mehr in mir. Es ist alles still.

Ich habe das große Wozu eines unzerbrochenen Lebens nicht gefunden, ich habe mir das kleine Wozu des Augenblicks von Augenblick zu Augenblick gesucht. Überall ist das Leben — und das Geringste ist dem Leben unverloren —“

So warm hatte der arme Lukas noch nicht gesprochen. Seine welken Wangen glühten. Ich sah scheu zu ihm auf.

Nach einer Weile sagte er, wie aus einem Traume: „Viele haben das Leben und sind so reich — und haben's doch nicht, — — und sind doch so arm!“

Er lächelte: „Über manchen, lieber junger Freund, den das Leben mit Purpur behängt hat, hat's hinterher ein Schnippchen geschlagen und eine Hohngrimasse gemacht. Das denk' ich mir aber das Furchtbarste. Das halt' ich für sehr bitter.“

Er sah hinaus. Es war nun schon düster geworden, und man hörte lauter das eintönige Geräusch des Regens.

„So ein echter Münchner Regentag war's grad,“ fuhr der arme Lukas dann ganz unvermittelt fort, „ich mein', ich erleb' ihn noch einmal. Ich stand auch am Fenster und schaute in den Abend. Und plötzlich überkam's mich: heim!“

Seltfam, wie das in dem Menschen ist. Woher wächst das nur, was weckt's nur! Alles versunken um einen, nur das eine Gefühl. Alles liegt am Boden, leblos — nur das eine ist lebendig. Man wehrt sich, man will sich einreden — es hilft nichts. Immer wieder wacht es auf, unerbittlich hält's einen fest.

Heim! Was sah ich all vor mir — unser Haus, unser Dorf, die Mutter, der Mutter Grab, den Vater, das Luischen. Es lief mir heiß in die Schläfen. Eine plötzliche Angst. Was war geschehen? Etwas mußte geschehen sein, das mich anging. Etwas Schweres, etwas, das mich zerriß. Und nun war's gar kein Entschluß, nur ein Trieb: heim!

Ich reiste ab. Einem Ramschhändler hatte ich ein paar meiner letzten Bilder verkauft. Für ein Spottgeld. Aber das war mir einerlei. Vielleicht waren sie auch nicht mehr wert. Irgend ein biederer Bürger, der ein farbig Bildchen in seiner Stube haben wollte, hat sie wohl gekauft. Ohne Freud' und Verständnis vielleicht. Weil sie billig waren.

Aber ich mußte heim.

Von Mainz aus ging ich zu Fuß. Morgens früh war ich in Mainz angekommen. Am Mittag stand ich vor unserer Haustür. Leise trat ich ein.

Ich sah auf den ersten Blick, es war alles rein und blank, alles in schönster Ordnung. Es war nicht zu sehen, daß die Frau hier fehlte. Ich ging durch die Stuben: die gleiche Ordnung überall. Der Vater war offenbar nicht zu Hause.

In der Küche, am Herd stand das Luischen. Die rote Glut des Feuers erhellte ihr Gesicht. Sie hatte gerade eben den Topf zur Seite gerückt.

Ich blieb einen Moment stehen und betrachtete sie. Und nun wollt' ich auf sie zuspringen, wollt' sie umarmen, küssen und jubeln. Da wendete sie den Kopf. Mit großen Augen sah sie mich an. Mit großen, verwunderten Augen sah ich sie an.

Das war das Luischen nicht mehr. Da war alles weg, was früher noch vom Kinde in ihr gelegen hatte. Was war's, was sprach nur aus diesem Gesicht? Welch eine Ruhe! Fast wie eine Verklärung. Eine unsagbare Festigkeit und Sicherheit. Die Züge wie gemeißelt. Als ob sie ein Ereignis, ein großer Kampf, ein großes Leiden, ein großes Durchringen geformt hätte.

Ihr Blick veränderte sich nicht im leisesten. Er blieb so gerade und groß und fest. Ihre Augen waren wie Kugeln. Rund und hart gegossen.

„Ach, der Lukas!“ sagte sie. In einem Ton, als ob sie sich's so einstudiert hätte. Dann trat sie auf mich zu und reichte mir die Hand. Immer dieselbe Sicherheit und Unnahbarkeit. Immer so halb von oben, überlegen und gefestigt, wie eine Dame der großen Welt.

Und ich war wie ein Lamm am Bande. Ich war ganz in ihrem Bann. Scheu hielt ich ihre Hand.

„Wird sich der Vater freuen, Lukas! Er ist fort über Feld und kommt erst den Abend. Ich hab' gerade das Essen fertig. Kommst gerade recht.“

Wir setzten uns nun an den Tisch und aßen miteinander. Sie führte die Unterhaltung, fragte, erzählte, und ich gab brav und gewissenhaft Antwort und hörte zu, wie ein Knabe seiner Mutter.

Ich war nicht so frei in meinem Verstande, mir Rechenschaft zu geben, was es wäre. Ich mußte nur folgen. Ich konnte mich innerlich gar nicht dagegen wehren. Entweder war mein Erstaunen zu groß, — oder ich war zu schwach.

Sie sagte: „Dein früheres Zimmerchen oben hab' ich, Lukas. Da darfst du nichts dagegen haben. So wenig, wie du was dagegen haben darfst, daß ich im Hause bin. Ich bin an deiner Mutter Stelle und hab' mir's zur Pflicht gemacht, dem Haushalt vorzustehen, als ob sie selbst da wäre. Das erfüll' ich nun. Es wird mir manchmal schwer, — und manchmal ist's mir sehr schwer — aber ich tu's.“

Darauf wußt' ich nichts zu sagen.

„Du mußt bei deinem Vater schlafen. Das Bett der Mutter ist frei. Es steht schon die ganze Zeit sauber und gedeckt. Es ist sonst alles, wie's bei deiner Mutter war. Nur daß halt die arge Not mit der Krankheit nicht mehr ist.“

Verlegen hüstelte sie ein wenig. Sie wurde sogar ein wenig rot, wenn ich rechte bemerkte. Aber es schnürte mir die Kehle zu, daß ich keinen Laut herausbrachte.

Und wie ob sie für etwas Entschuldigungen und Begründungen suchen müßte, sagte sie:

„Ob dein Vater ganz frei davongekommen ist, Lukas, — ob er nicht ein wenig angesteckt ist, — und ob er nicht für seine alten Tage wenigstens — — ob er nicht noch der Pflege bedarf — ja, wer weiß, wer weiß!“

Es war das erste, was sie unsicher gesprochen hatte. Und es war ihr schwer herausgekommen. Sie merkte nun, daß sie sich verhaspelt hatte und daß es einen Knäuel geben wollte. So faßte sie sich und hieb ihn durch.

„Noch ist er ja fest und gesund. Aber ich mein' nur — man hat's doch schon öfter gehört, daß von der kranken Frau, gerade bei der Schwindsucht — — Ich will ja nicht hoffen — wir wollen's ja nicht hoffen, Lukas,“ — verbesserte sie sich — „und du sollst dich nicht ängstigen. Es war nur so ein Gedanke von mir. Der Vater dürft' ihn nicht wissen, beileibe nicht!“

Sie atmete auf, wie ein Mensch, der das Gefühl hat, einen schlechten Eindruck wieder gut gemacht, eine falsche Rede verbessert zu haben, und ganz offen und frei erzählte sie weiter.

Sie erzählte von den letzten Stunden der Mutter. Wie ergeben sie gewesen wäre, wie sanft sie eingeschlafen sei. Wie sie bei ihr gestanden habe, die letzte Nacht und den letzten Tag. Einmal sei's ihr gewesen, als habe sie noch etwas sagen wollen. Aber es sei ihr unmöglich gewesen. Es sei aber nichts Schweres gewesen. Es sei noch einmal ein Leuchten in ihrem Auge gewesen. Sie hab's als einen Gruß aufgefaßt — an mich vielleicht, und sie habe der Mutter mit einem leichten Händedruck geantwortet. Dann sei sie sanft eingeschlafen.

Von der Beerdigung erzählte sie, der großen Beteiligung. Auch wie man vergebens auf einen Brief von mir gewartet habe, und wie's niemand hätt' verstehen können, daß er ausgeblieben wäre.

So verging der Mittag.

Ein hohes Wesen sprach zu mir, das ich verehren mußte, dem ich mich nicht zu nahen wagte. Aus einer Ferne, dahin kein harter Fußtritt klang. Darin alles rein war und unberührt.

Einst hatte sie neben mir gestanden und meinem Herzen so nahe. Jetzt stand sie über mir. Einst war sie meinem Herzen ein Besitz und ein Inhalt, jetzt war sie unnahbar, und ich mußte sie verehren und schweigen, — verehren in schweigender Andacht. Ich wußte nicht, wodurch es mir geschah. Ich kannte die Macht nicht, die sie erhob und fernrückte und mich niederbeugte. Aber ich konnte nicht anders. Ich mußte ganz stille sein. Aber über mein Herz rannen glühende Thränen, still verborgen.

Zehntes Kapitel.

Das Luischen arbeitete wieder draußen in der Küche, hantierte im Hof, ging ein und aus. Und ich saß still in der Ecke und starrte vor mich hin in die leere Stube und rührte und regte mich nicht.

Nicht zu räuspern wagte ich mich. Ich fürchtete, dadurch werde was im Hause aufgeschreckt, das über mich fiele, etwas Schweres, Unbekanntes. Ich fürchtete, es werde plötzlich da aus einer Ecke auf mich zukommen, werde kalt und fremd vor mir stehen, werde hart zu mir reden, daß mir das Herz im Leibe gefrieren müßte. Etwas Unausgesprochenes fürchtete ich, das schon bang und schwer in mir lag, das ich aber noch nicht erkennen konnte.

Ich war froh, als es dunkel wurde. Dann und wann ging das Luischen durch die Stube. Ich sah immer nur auf einen Moment ihr Gesicht, wenn sie durch den Schein des Fensters ging. Mir war dann, als müßte ich aufschreien, aufschreien und davonrennen. Aber sie ging so ruhig und sicher, so vorsichtig beinahe, als wollte sie mich nicht stören, als sollte nichts an mich herantreten, das mich wecken könnte. Es war gerade, als gönne sie mir noch einmal so eine knappe Ruhefrist.

Es wurde dunkler und dunkler.

Einmal kam das Luischen leis und vorsichtig und blieb in der Thür

stehen: „Hast du Hunger, Lukas? Sonst warten wir, bis der Vater kommt, mit dem Essen. Es kann nicht mehr lange währen.“

„Ja, warten wir,“ sagte ich. Ich konnte mich nicht begreifen, da saß ich wie ein Bildstock. Herrgott, hatte ich denn kein Leben mehr?!

Da war ja sie, drei Schritte weg, da das Klappern des Geschirrs, der Tritt, dies Hüfteln; das war ja all von ihr, Herrgott, Herrgott! Was saß ich denn da und legte die Hände in den Schoß! Mein war sie ja! Ihr gehörte ja mein ganzes Leben! Meine ganze Jugend, mein Streben, meine Träume, meine schönsten Träume hatten ja ihr gehört, ihr!

Was half's? Ich konnte mich nicht rühren. Es war mir eingefallen, hinauszugehen und ihr zu danken für die Liebe, die sie mir gegeben hatte, für all die Träume und Stimmungen, all die Erhebungen und Hoffnungen, all die — Gott, was wußte ich! — für alles, alles!

Aber ich konnte mich nicht rühren, nicht vom Fleck, nicht räuspern, nicht atmen. Und so saß ich wieder eine Weile. Dann hörte ich ihre Stimme. Ich lauschte scharf. Sie flüsterte halb: „Der Lukas ist gekommen,“ sagte sie, „er ist drin.“

„So, er ist drin?“

Es war der Vater. Ich hörte noch ein Flüstern, ich verstand es aber nicht. Dann trat der Vater ein. Hinter ihm leuchtete das Luischen. Es stellte die Lampe auf den Tisch und verschwand.

„Guten Abend, Lukas!“ sagte der Vater.

Ich stand auf und gab ihm die Hand.

„Bist unverhofft gekommen!“ sagte er.

„Ja!“

„Bist doch nicht krank?“

„Nein.“

Dann blieben wir beide stumm. Wir standen noch einander gegenüber. Ich einen halben Kopf größer wie der Vater. Aber ich stand doch klein vor ihm. Er war vollständig sicher, nur suchte er das erste Wort.

„Wir wollen uns setzen, Lukas!“

Wir taten es.

„Luischen, bring uns eine Flasche Wein und Gläser!“

„Ich trinke nichts, Vater!“

„Dann laß, Luischen. Hast du Hunger?“

„Ich esse auch nichts.“

Da löste sich etwas in mir. Heiß froch mir's ins Gehirn. Ganz klar bewußt ward mir: ich haßte ihn. Ich erschrak gar nicht. Ich stand ganz unter diesem furchtbaren Eindruck: ich haßte meinen Vater. Und ganz aus diesem kalten Empfinden heraus sagte ich: „Du willst was reden, Vater, red's!“

Er war aber gar nicht erstaunt.

„Ja,“ sagte er. „Aber erst etwas! Ich rede, nicht du! Ich bin dein Vater, du hörst mich an; das fordere ich. Wenn ich geredet hab', dann ist die Reihe an dir. Wenn du dann noch etwas zu sagen hast.“

Dann atmete er tief, ohne zu seufzen, nur, wie um seine Kraft zu sammeln.

„Du bist nicht erwartet worden hier, Lukas, und nun bist du zu viel. Du triffst's anders, als du denken konntest. Deine Mutter, die die vielen, vielen Jahre krank war, ist tot; du warst weit weg, als sie starb, und ich stand allein, da half mir das Luischen; sie half der Mutter über ihre letzten Stunden, sie half mir in meinen Sorgen, sie war wie mein Kind, sie wurde wie meine Frau. In Ehren! Ich habe sie zu hoch achten gelernt. Sie hat Pflichten auf sich genommen — für mich; da bin ich mit ihr zusammengewachsen, da hast du sie verloren —“

„Da hast du sie mir genommen!“ unterbrach ich. Er blieb aber ganz gelassen.

„Da hab' ich sie mir genommen, ja. Der Druck, der die langen Jahre auf mir gelastet hatte, war durch deiner Mutter Tod von mir genommen. Es ist keine Kleinigkeit, lange Jahre eine kranke, sterbende Frau zu haben. Ich hab's ja getragen, ich hab' ja nie gemurrt; ich hab' ihr ja immer gern beigestanden und ihr das Leiden leichter gemacht. Die Arme, sie hatte ja das Schlimmere! Ganz recht, aber es lag auf mir wie Bentnerschwere. Und heimlich schrie das Leben in mir. Muß ich mich schämen, das zu sagen? Und nun das Leben um mich, wieder das Leben um mich! Soll ich nicht mehr nach dem Leben verlangen dürfen? Du hast ältere Rechte, ja. Fordere sie aber nicht, denn du bist noch lange nicht so weit, die Pflichten daraus erfüllen zu können; du hast noch zu viel Pflichten gegen dich, gegen deine Jugend, deinen ganzen Menschen. Deine Lebensaufgabe liegt noch viel zu schwer auf dir; du hast noch zu wenig davon gelöst. Kinder sehen das nicht, begreifen es nicht, wollen es nicht sehen, nicht begreifen. Du solltest nun aber über das Kind hinaus sein; du mußt nun heut wissen, was du kannst und was du nicht kannst. Und daß das, was du nicht kannst, mehr ist, als was du kannst. Ohne einen Vorwurf, Lukas, aber es ist nun mal so. Du hast noch einen langen Weg vor dir; er ist so schon schwer, erschwere dir ihn nicht noch mehr. Jetzt spreche ich nur wegen dir, jetzt bin ich nur dein Vater, verstehst du mich, Lukas?“

Sein Ton war zuletzt weicher geworden.

„Ja und nein!“

„Geh wieder nach München, Lukas. Ich hab' gesorgt, daß dir das Stipendium noch Jahre bleibt. Sie wird deine Mutter werden, Lukas.“

Da fuhr ich auf.

„Ich wüßte an deiner Mutter Stelle keine bessere, und ich wüßte nichts Besseres für dich, als daß sie deine Mutter wurde, daß du sie verehren könntest und ihr anhänglich sein, und könntest ihr Sohn sein, wenn ich einmal nicht mehr bin, denn sie ist ja mehr als ein Vierteljahrhundert jünger als ich.“

„Sie darf nicht meine Mutter werden!“

„Daran kannst du nichts mehr ändern. Geh ans Rathhaus, da ist's ausgehängt.“

Das war wie ein Schlag auf meinen Kopf.

„Vater!“ schrie ich.

„Du solltest drum froh sein und zufrieden. Es ist auch dein Wohl, wenn du's heute auch noch nicht verstehst!“

Ich sprang auf. Ganz außer mir war ich. Ich vergaß, wo ich war; den Vater vergaß ich, alles um mich, nur an sie dachte ich und an mich.

„Ich fordere sie für mich, ich fordere sie! Mir gehört sie, ihre Jugend meiner Jugend! Du sündigst an ihr, an mir, an der Mutter! Du hast ihr den Sinn verkehrt. Ganz falsch hast du ihre Opferwilligkeit belohnt; du hast ihre Jugend betört, ihre Güte mißbraucht!“

Er blieb ganz ruhig und verzog keine Miene. Einen Augenblick sah er vor sich hin, dann sah er mir in die Augen, so fest und hart und sicher, daß alles in mir zusammenfroß; und wie ein Richter, der verurteilt, weit von oben, sagte er mit schwerer Betonung:

„Du bist nun zu viel hier im Hause, Lukas, geh!“

Mein Mut war weggeblasen, aber die Verzweiflung schrie nun in mir.

„Nichts hab' ich verbrochen, daß du mich hier fortweisen kannst, nichts. Ich bin gekommen, um zu fordern, was ich zu fordern habe, was meiner Jugend gehört hat, was meine reifen Jahre genießen wollten. Mein Glück hab' ich holen wollen. Du hättest's behüten sollen, weil du mein Vater bist. Aber du hast's für dich genommen! Hier aus diesem Hause hab' ich's holen wollen, wo ich geboren bin, wo meine Mutter auf mein Glück und Leben bedacht war. Ich gehe nicht! Ich fordere mein Glück! Hier hab' ich's zu fordern. Und wenn's mein Glück nicht ist, mein Herz hängt daran. Von dir fordere ich's, von meinem Vater, der mir's nicht nehmen darf, weil er mein Vater ist. Gieb's her, und ich gehe, gieb's her!“

Wie Todfeinde standen wir einander gegenüber.

„Du bist ein Kind, Lukas, du bist unreif! Geh und werde ein Mann! Es fehlt dir noch viel, es fehlt dir noch alles! Geh!“

„Gieb!“

„Ich werde weiter für dich sorgen; werde, was du werden wolltest, was du werden kannst. Sie wird deine Mutter, basta! Geh und störe ihren Frieden nicht. Ich weiß nicht, ob er ihr nicht schwer geworden ist.“

Ein eigener Gefühlston war in ihm durchgebrochen. Die letzten Worte hatte er ängstlich halb geflüstert.

„Das Leben ist ganz anders, als du dir träumst, Lukas. Sorg erst für dich. Guck, ich möcht' dich ja sehen, einer vor allen! Daß alle nach dir sehen sollten. Und ich selbst möcht' stolz sein auf dich. Leg dir nicht das schwerste Hindernis in den Weg. Folg, Lukas! Bleibe zur Nacht hier, 's ist dein Vaterhaus. Aber fordere nicht mehr! Wenn du forderst, bist du zu viel hier. Morgen reise wieder ab. Es ist nichts mehr zu ändern, bei ihr nicht und bei mir nicht.“

„Ich kann nicht!“

„Dann geh! Es soll keinen Streit geben, kein Unglück. Geh in Frieden und finde dich!“

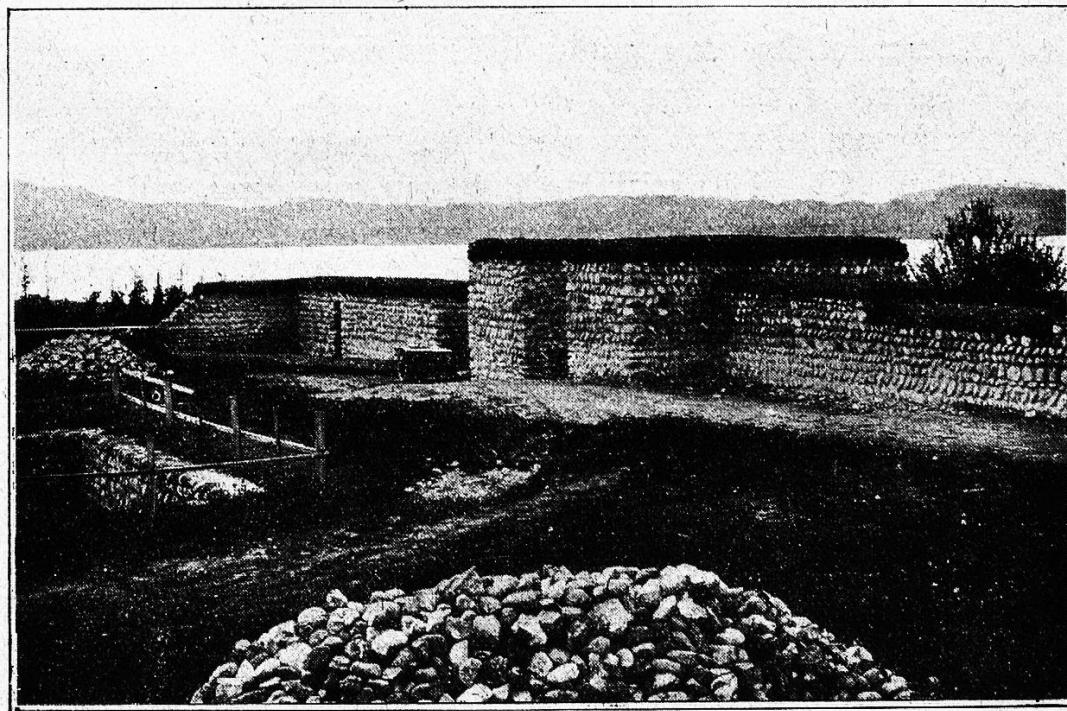
Da war ich weich wie Wachs. Da war mir alles zerschlagen, da wankte alles unter mir.

Ich schlich zur Tür.

„Gieb mir die Hand, Lukas!“

Es klang wie ein unterdrücktes Weinen. Aber ich war schon zur Tür hinaus, und ich konnte nicht mehr zurückgehen, konnte mich nicht mehr umdrehen. Das Licht hinter mir brannte auf meinem Rücken. Da schloß er leise die Tür.

Ich stand im dunkeln Hausflur. Noch einmal zauderte ich. Die Haustür stand offen, und die Nacht lag davor, dunkel, schwarz, schwer, unendlich.



Römerkastell Irgenhausen am Pfäffikersee.

Photographie von Alwin Moser, Kilchberg

Da saßen zwei Hände zart meine Schultern, ein warmer Körper preßte sich an mich, eine heiße Wange glühte an der meinigen. Wonnic, wohligh durchfuhr es mich. Jubeln, jubeln und triumphieren wollte ich. Ein heißer Atem — schon wollte ich den Kopf wenden.

„Geh, Lukas, gelt? Gelt, geh!“ flüsterte sanft ihr lieber Mund. Es lag eine unendliche Wehmut darin. Ohne Weinen und Traurigkeit, schmerzvoll, ergeben. Da fiel alles Leben von mir ab, da war's dunkel um mich. Da stand ich allein und verlassen in der schwarzen, feindlichen Nacht.

Elftes Kapitel.

Der arme Lukas hatte sich in die dunkelste Ecke seines Stübchens gestellt, als wollte er sich verbergen. Ich sah ihn nun auch wirklich nicht mehr, ich hörte nur seine Stimme. Fast wie ein Frösteln überließ mich. Es klang alles wie aus einem Grabe, alles so traurig und doch so hart und anklagend. Ich zitterte, es war mir unheimlich. Eine Angst lag auf mir, als ob einer eine bleierne Hand auf meinen Kopf gelegt hätte.

Ich war ja noch jung, ich nahm das Leben so leicht. Nun schien mir auf einmal das Leben etwas Schweres und Grausames zu sein, etwas so Großes, Forderndes, Niederstampfendes. Mir war ganz, als sei es hinter mich getreten, gepanzert, hoch aufgerichtet, und seine Eisensfaust ruhe auf mir. Ich zitterte, und ich duckte mich und hörte dem alten Mann zu wie aus einem Versteck.

Er sprach nun lauter als vorher. Es war, als ob er seine Stimme hören wollte, jedes Wort noch einmal hören, seine Bitterkeit auskosten wollte. Es war, als wollte er sich mit seinen eigenen Gedanken peitschen.

„Das Leben war von mir abgefallen,“ sagte er. „Ich lebte aber weiter. Ich weiß zwar nicht, warum man das Leben noch lebt, wenn's keinen Wert mehr hat. Es gehört wirklich Mut dazu, nicht mehr zu leben. Das ist ein wunder Punkt in mir. Ich war immer ein Schwächling, und wie sehr ich einig mit mir geworden bin mit den Jahren, mich gefunden und mich mit dem Leben zusammengefunden habe, dieser wunder Punkt blieb, und vielleicht erzähl' ich alles nur wegen diesem einen. Vielleicht will ich alles jetzt noch einmal vor mir sehen und erleben, um darüber hinauszukommen. Ich hoffe fast, es wird mir diese Ruhe werden, die ich mir nun noch ersehne. Nicht von Schuld red' ich und Schicksal, nur von dieser Willenlosigkeit, von diesem Kraftmangel, daß ich das letzte nie vollbringen konnte. Ich bin nun ein alter Mann, und mein Alter tut mir nicht weh. So will ich mir selbst die Schwäche meiner Jugend anklagen, laut und erbarmungslos, daß sie still wird, diese Anklage, denn unser Leben ist eine Kette, da darf kein Glied fehlen. Ich will auch dieses letzte Glied mir einsehen. Es gehört nun einmal dazu.“

Er schwieg. Es war eine erdrückend schwere Pause. Dann wiederholte er geradezu feierlich: „Es gehört nun einmal dazu!“

Und nun war mir's wie eine Erlösung, ich fühlte mich erleichtert, ich hob den Kopf wieder und hörte ihm freier zu. Und auch in ihm mußte sich etwas befreit haben, er sprach wieder wie früher, zag und halb flüsternd:

„Sie verstehen das ja nicht, junger Freund, aber Sie lernen's einmal verstehen, sicher, Sie lernen's auch einmal. Außerlich scheint ja unser Leben so verschieden, aber wer tiefer sehen kann, der weiß, wie ähnlich es trotzdem ist. Sie glauben's gar nicht, wie ähnlich das Leben in uns allen ist. Es ändert nur sein Äußeres, und damit will's uns voreinander täuschen, will's uns verstecken voreinander

Das Leben war von mir abgefallen. Ich ging hinaus in die schwarze Nacht. Hinter mir fühlte ich das Licht, das Licht aus der Stube, wo ich mit meiner Mutter oft geweint hatte. Es schien jetzt meiner zweiten Mutter, die lächeln durfte. Sie hatte den Kampf gewonnen. Wäre ich innerlich kräftig gewesen, wäre ich jetzt über die Trümmer gestiegen und wäre höher gegangen und höher gekommen, als ich vorher hätte wollen, nur hätte ahnen können. Aber ich war eine zu weiche, tatlose Natur. Ich hatte all meine Jahre nur hingeträumt. Ich gehörte zu denen, die sich dem Leben hingeben, daß es mit ihnen tue nach seinem Sinn und Willen, daß es spiele mit ihnen. Ich gehörte zu denen, die sich keinen Weg machen, die aber hoch kommen können, wenn eine starke Hand sie faßt, wenn sie einer führt, der die Verhältnisse um sich beherrscht, daß der Weg nicht zu sehr erschwert werde. Zu denen gehörte ich, von denen man sagt, daß sie „Glück“ im Leben haben müssen, und dieses „Glück“ gewährte mir das Leben nicht. Nun hatte es auch seinen letzten Trieb in mir vernichtet. Da fiel ich, da sank ich, da verlor ich mich. Da ging ich tastend wie ein Blinder, da blieb ich am Wege liegen wie ein Lahmer.

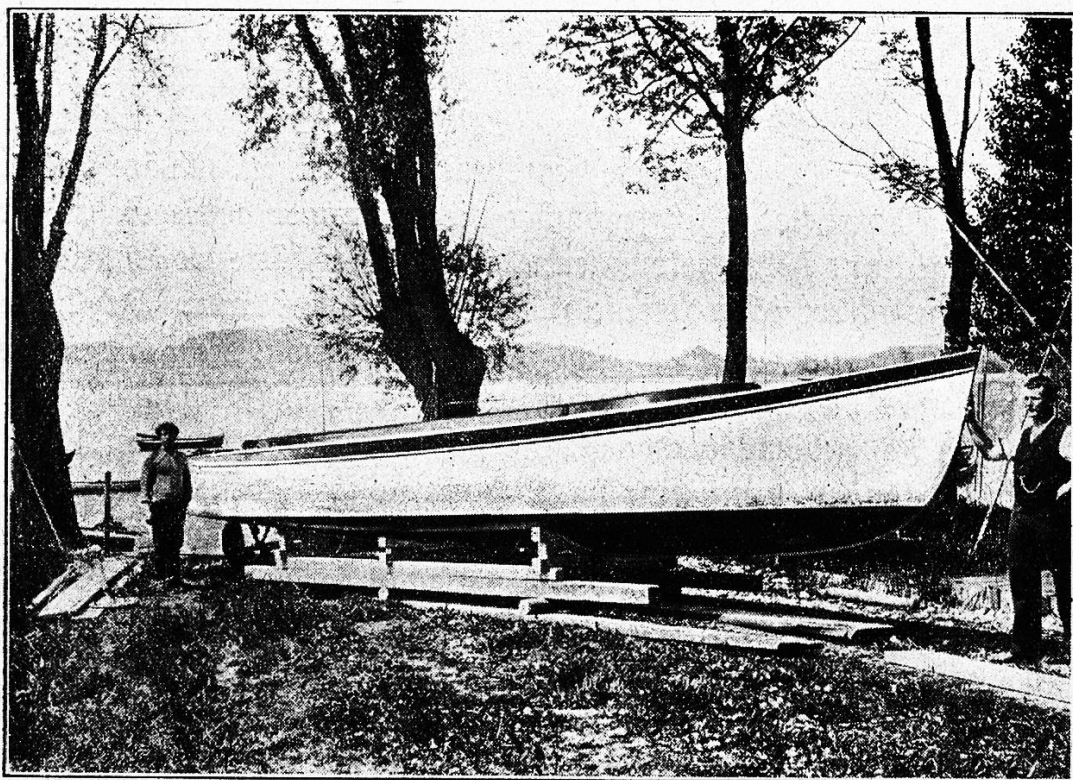
Ich ging nicht mehr nach München. Ich hatte kein Ziel mehr. Es war alles in mir ausgelöscht. Ich hatte keine Forderungen mehr ans Leben, keine mehr an mich. Wie ich noch leben konnte, ich weiß selbst nicht mehr. Es ist eine tote Zeit in meinem Gedächtnis. Ich habe keine klare Bewußtheit von ihr. Ich habe wohl kein klares Bewußtsein in ihr gehabt.

Ich lief durch die Welt ohne Zweck und Ziel und Willen. Ich sank von Stufe zu Stufe. Es ist unglaublich, wie rasch das beim Menschen geht. Das ist ein Schrittlchen, und er ist unten, offenkundig unten, gleich für jedermann. Es ist, als sei ihm ein Mal aufgebrannt worden. Ganz sicher, etwas ist, das zeichnet einen; das ist unverdeckbar. Nicht Kleider, nicht Manieren verdecken das, und der simpelste Mensch hat ein Auge dafür.

Am liebsten hielt ich mich noch bei den Bauern auf, weil ich da in der freien Natur sein konnte. Und weil es da für einen, wie ich war, am sicher-

sten ist. Der Bauer hat seine eigene Welt fest begrenzt, er läßt nichts ein und aus und hält alles fertig und ganz. Da verliert man das ewige Hangen und Bängen, da reckt und streckt man sich nicht mehr, da lebt man sich ein ins Kleine, das ein ganzes Stück bleibt. Immer ein ganzes. Ich verkehrte freilich mit keinem Menschen. Ich erzählte nichts, ich fragte nichts, nur mit den Tieren sprach ich und mit den Pflanzen.

Da war das Unkraut, das ich ausjäten half. Warum war's Unkraut? Und nebenan wuchs die Nutzpflanze! Warum wuchs es auf dem Acker und nicht am Wege, am Rain, wo es stehen konnte, von Menschenhand unberührt, bis seine Zeit gekommen wäre? Da war der Baum, den die Schar-



Stapellauf des ersten Motorbootes auf dem Pfäffikersee.

Photographie von Alwin Moser, Kilchberg.

maus vernichtete, da war der andere, dem der Sturm in der Blütezeit die Krone knickte. Waren sie nicht alle Leidensgefährten, Schicksalsgenossen von mir?

Ich lernte die Pflanzen und die Tiere verstehen. Ich verstand ihre Schmerzen und Leiden, ihre Krankheiten erkannte ich und heilte sie. Heilen wollte ich. Ich fand alle Heilmittel für sie, und ich pflegte sie, wie man Kinder pflegt. Sie sollten leben, aber nicht ungeheilt wie ich. Sie sollten nicht hinsiechen.

Ich fühlte die großen Bestimmungen in der Natur, im Leben und in allem Sein. Ich fühlte mich ganz eins mit allen, mit Baum und Blume, mit dem Unkraut am Wege und dem Getreide auf dem fetten Boden. Und

Sonne und Wind und Regen und Unwetter, sie kamen ihnen wie den Menschen zu Schaden und Heil, oft nicht deutlich und sichtbar für den Augenblick, und doch zu erkennen, wenn man die Augen aufhalten wollte, wenn man nicht nur das Eine sah und das Heute, sondern das All und das Morgen. Es ist merkwürdig, wo das Leben aufstehen will, muß es Leben auffaugen und vernichten. Aber auch das vernichtete Leben war notwendig, und es lebt im neuen, anders wohl, aber es lebt.

Vielleicht bin ich auch nicht vergeblich vom Leben zertreten worden, tröstete ich mich oft. Vielleicht wollte das Leben ein anderes Samenkorn in mich werfen, daß ich ihm Nahrung werde. Ich weiß nicht recht, warum ich überhaupt arbeitete. Um zu vergessen, nicht denken zu müssen, nicht mein Empfinden Herr über mich werden zu lassen, und oft aus Hunger.

Ich hielt's wohl nirgends lange aus; nach einiger Zeit packte mich die Unruhe, ich mußte wandern. Alles Lebenversenken, alles Trosteinreden, all das Gründesuchen und Sicheinschalten, es war auf einmal wie weggeblasen; es war mir, als müßte ich mir selbst entfliehen. Ich wanderte und wanderte ohne Ziel. Was ich da an Schwerem erlebt habe, habe ich vergessen. Meine Wanderzeit war wie eine Traumzeit. Ich ging wie in einem fremden Bann. Entfliehen wollte ich. Ich war ohne Eindrucksfähigkeit und Beziehung zu den Dingen, die von außen an mich herantreten.

Dann verlor sich's plötzlich. Es wurde ganz ruhig in mir. Dann blieb ich irgendwo und arbeitete. Was vor mich kam, arbeitete ich; es war mir alles recht, es war mir nichts zu gering, und ich gewann mancherlei Kenntnisse.

Die Jahre hatten viel ausgeglichen in mir. Zuletzt war ich in einem großen, mechanischen Theater. Ich zog mit von Stadt zu Stadt. Ja, Lieber, ich bin so mein Teil herumgekommen, und ich habe manches gesehen, was traurig war. Ich habe mich da so unter der Hand gewissermaßen zum geschickten Mechaniker und Uhrmacher ausgebildet. Es war mir eine besondere Befriedigung, das Räderwerk, ob's nun das größte oder das feinste war, so zu konstruieren, daß nichts versagte. Ich habe oft im stillen auch ans Leben dabei gedacht; ich habe oft gewünscht, es möchte sein wie so ein Uhrwerk. Und schließlich ist's auch eines. Aber der Uhrmacher ist unbarmherzig, ein Rädchen, dem nur ein Zahn fehlt, das wirft er weg.

Wir hatten eine große „Weltuhr“. Ich habe jahrelang beständig an ihr verbessert; ich habe die zwölf Apostel geschnitzt und habe das Werk eingesetzt, daß sie erscheinen konnten. Ich habe jede Stunde einem Apostel geweiht, der mitten in der Uhr über diese Stunde wachte, und um zwölf Uhr erschienen sie alle im Kreise, gingen um Christus, der in ihrer Mitte stand, und verneigten sich vor ihm. Aber nicht bloß das, auch das Astronomische

habe ich studiert und dem Werk vieles eingefügt, was nicht Spielerei war, sondern wissenschaftlich wertvoll und genau berechnet.

In dieser Zeit hatte ich zum erstenmal wieder Pinsel und Farben in der Hand und ich machte reichlich Gebrauch davon. Auch die übrigen mechanischen Wunderwerke, die wir zeigten, verdankten vielfach ihr Aussehen meiner Hand. Die Männer mit den beweglichen Lippen, die lachenden Kinder, die beweglichen Augen schöner Frauen stammten alle von mir.

Ich wurde von dem Besitzer des Theaters gehütet wie ein Edelstein. Es war ihm freilich nicht schwer, denn ich hatte gar keine Ansprüche; ich zog meine Uhren auf und setzte mich still in eine Ecke, ohne noch weiter hinzusehen. Ich wußte, es ging alles von selbst, so wie die ganze Schöpfung läuft, ohne daß der Herr der Welt sein Auge aufstut oder seinen Finger rührt. Dann „besselte“ ich wieder in meiner Werkstatt, dachte mir allerhand Schönes und Bewegliches aus und lebte so ein paar Jahre beschaulich, ruhig und zufrieden, vielleicht glücklich.

Es war mir ein ganz schöner Lohn versprochen. Aber ich habe nie ausgerechnet, ob ich den ganz bekommen habe, ich hatte ja kein Geld nötig. Nur wenn ich Kleider brauchte und Schuhe und Strümpfe, ließ ich mir Geld geben, wie viel, das zählte ich nicht, so viel, als ich gerade nötig hatte. Berlumpen, auch äußerlich, wie ein Bettler aussehen, das wollte ich nicht, und so hielt ich mich ganz passabel, nur auf ein bißchen mehr oder weniger alt kam mir's nicht an.

Fast pries ich schon das Schicksal, daß ich doch noch so einen Hafen gefunden hatte. Da kamen wir nach Mainz. Nach so vielen Jahren wieder in die Heimat, und so ganz und gar ein anderer. Zerbrochen alles, was damals, als ich auszog, Schmuck und Stütze, Wunsch und Ziel gewesen war. Heimlich oft der Wunsch, nie wieder im Leben den Boden zu betreten, dem mein Leben entsprossen war, und doch wieder, heimlich viel und manchmal laut, die Sehnsucht nach der Heimat. Das liegt bei uns so im Blut, wir kommen nie los davon. Gerade wie wir nie ganz unsere Sprache aufgeben; so lange wir auch fort sein mögen, so weit auch, man hört's uns immer an. Und dann der Rhein! Es ist etwas Eigenes, das wird man nicht los, das ist überall der Maßstab. Dem Rhein vergleichen wir halt alles, und dem Rhein hält kaum etwas stand in der Welt. Wie leichtfertig und oberflächlich geradezu wir auch daheim an den Dingen vorbeigehen mögen, draußen in der Fremde werden sie uns alle wichtig und wert, und dann packt es uns doppelt stark, wenn wir den Heimatboden wieder betreten.

So war's mir nun. Ich schlich herum wie ein Sterbender. Es war alles wieder aufgebrochen in mir; es stand alles wieder lebendig vor mir, was mir lieb war, was mir leid war. All das Äußere, all das Innere, und ich hielt's nicht mehr aus, ich mußte mein Dorf wiedersehen.

Mein Dorf! Die Wiesen, den Bach, die Wingerte an den Bergen rings, unser Häuschen, die Mühle im Tal, die Pappel am Wehr, den Friedhof! Die weiße Landstraße mit der Allee, die durch die grünen Wiesen schnitt, die Dörfer oben auf den Höhen, die herablugten wie wachsame Kriegsknechte! Das stand mir jeden Augenblick vor der Seele, das malte sich mir wunderbar aus. Das quälte mich. Diese Sehnsucht: noch einmal all das sehen, noch einmal all das in sich aufnehmen! Im Sonnenschein, in der Dämmerung, in der Stille des Abends, wenn die Glocken der Dörfer auf den Höhen den Feierabend läuteten, am Morgen in der Frühe, wenn die ersten Hunde bellten und der erste Rauch aus den Schornsteinen aufstieg.

Diese Sehnsucht! Und diese Angst, das alles anders zu finden, nicht mehr so ansehen zu können, nicht mehr mit den weiten, genießenden Augen, nicht mehr mit dem vollen Herzen. Und das andere, das sich vielleicht in diesen Bildern versteckte, das ich nicht zu denken, mir nicht zu gestehen wagte, und das doch das mächtigste war in mir, das in mir brannte wie Feuer, mich durstig machte zum Verschmachten: Sie!

Sie! Ihren Namen wagte ich mir nicht zu sagen. Was sie mir war, was sie mir sein könnte, wagte ich nicht im leisesten zu denken. Nicht zu denken wagte ich, daß es mich zu ihr trieb.

Meine Heimat wollte ich noch einmal sehen, mein Dorf, dem meine Jugend gehört hatte, das mir gehört hatte, da das Leben noch vor mir lag wie ein Garten, darin wir nur zu wandeln brauchen, im Sonnenschein, zwischen Blumen und geschmückten Beeten, und im fühlen Schatten, und so glücklich sind So trieb mich's heim.

Zwölftes Kapitel.

Unser Leben hat Augenblicke, in denen unser Tun unter einem dunkeln Triebe steht, der alles bestimmt. Wir können uns dann nicht Rechenschaft über unser Tun geben, wir sind dann abhängig, im Zwang, wir sind Kinder und Blinde. So weiß ich nicht, was mich trieb, nicht zuerst in unser Häuschen zu gehen. Auf den Kirchhof trieb's mich. Ohne weiteres Überlegen nahm ich den Weg dahin.

Gleich ein paar Schritte nach dem Eintritt blieb ich mitten auf dem Hauptweg stehen. Da also lagen alle im gleichen Boden wieder vereint, dem sie entwachsen waren, nur selten ein Fremder unter ihnen, und auch sein Grab gleich den andern, gleich heimatlich. Auch mein Boden war das! Sollte er mir nicht auch einmal zur Ruhestätte werden können?!

Aber schon war ich über diesen Gedanken hinaus. Nicht der Boden ist's, der unsere große Heimat wird, die Ruhe ist's; in ihr gehen wir auf, aus ihr steigen wir zu dem neuen Leben, zu dem uns das vergangene reifte.

Nein, es verliert sich nichts. Das Leben ist unerbittlich, es erhält alles zu seiner ewigen Dauer, unser Gutes und Schlimmes, und beide sind ihm gleich wert.

Fast mechanisch schritt ich weiter. Ich hatte es im Gedächtnis behalten, wo das Grab meiner Mutter war. Auch wo Großvater und Großmutter lagen. Aber freilich, da war vieles anders geworden. Ich mußte nun doch suchen, denn nun lagen so viele Gräber, so viele Reihen bis zu dem Pfade, auf dem ich ging, vor ihren Gräbern, so daß ich sie nicht wiederfand in der Menge. Es fiel mir ein, daß man an sie nun längst nicht mehr denke, daß man ganz andern nun nachweine.

So ging ich Schritt um Schritt weiter. Da bleibt mein Auge wie gebannt haften. Ein noch ziemlich frischer Kranz, ein noch ziemlich frischer Hügel und viel Blumen, und ein frisches Kreuz darauf, und in großer Schrift der Name meines Vaters. Ich traue meinen Augen nicht, ich gehe näher, ich sehe scharf hin. Der Name meines Vaters!

Ich stand stumm, starr und erschüttert. Ich habe diesen Augenblick nie vergessen, er war schwer, er hatte mich überfallen, unvorbereitet. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, ihm nicht zu erliegen, nicht verzweifelt gegen mich und mein Leben zu wüten.

In dem Augenblick war's nur mein Vater, der da unten schlief. Meinen Vater hatte ich verloren, und dieses eigene Gefühl des Kindes zu dem Manne, der es ins Leben gerufen, diese starke, innerste Verbindung und Teilhaftigkeit zu ihm, das war jetzt lebendig in mir, mehr wie je im Leben, da ich ihn besessen hatte und da dieses Fühlen mein Verhältnis zu ihm hätte regeln sollen.

Und so weinte mein Herz. Ich dachte nicht an mich, ich dachte nur an ihn, und eine Frage nach seinem Wollen, eine Frage nach seinem Erfüllten lag in mir.

Ich habe nie von ihm gehört, wie er das Leben auffaßte, welchen Zweck er für sich im Leben sah, welche Ziele er sich gesteckt hatte. Nun war mir, als sei es ihm eine Enttäuschung geblieben. Klein, den kleinen Verhältnissen entsprechend, wenn man's von außen betrachtet, aber doch so groß für den, der sie erlebt, wie sie für den ist, der im goldenen Wagen seinem fernen Ziele zujagt und es nie erreicht. Nur die Verhältnisse ändern sich, ihre Werte bleiben die gleichen.

Und jetzt dachte ich auch an mich.

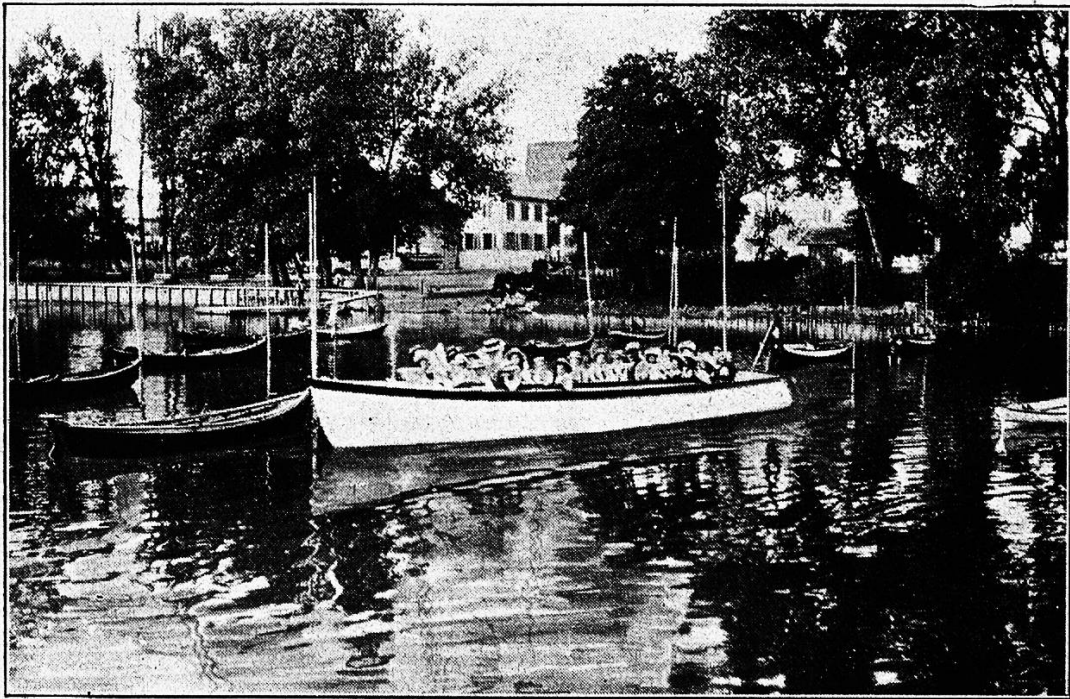
Ich mochte in seiner Sterbestunde vor seinen Geist getreten sein. Hat er mich geliebt? Er war mein Vater! Durfte er so in mein Leben eingreifen? Und ist mein Leben ihm nicht nun zu einer Schuld geworden, die er sich aufgeladen? Mochte ihm das je auch eingefallen sein, mochte er darüber nachgedacht haben? Mag es ihn wohl bedrückt haben, und mag's in

seiner Sterbestunde vor ihm gestanden haben, dunkel, mit brennenden Augen, feindlich und furchtbar?

Ich war vielleicht seine größte Hoffnung gewesen, ich war vielleicht sein Stolz gewesen. Er hat sich um diese Hoffnung betrogen, er selbst. Und ich? Ja, wo liegt seine Schuld? Hatte er nicht ein Recht dazu? Und wo war die Pflicht größer? Und was war Sinn und Absicht des Lebens in diesem seltsamen Zusammentreffen?

Ich ging zum Grabe der Mutter, da war Friede. Sie hat keine Täuschung an der Wirklichkeit erlebt, der Tod hat sie davor bewahrt, er war gütig.

Sie hatte vom Leben keine Gunst und keinen Gewinnst erhalten, es hat sie nur mit einer Hoffnung entlassen, vielleicht sogar mit einem Ver-



Am Gestade des Pfäffikersees.

Photographie von Alwin Moser, Kilchberg.

trauen. Zwischen ihrem diesseitigen Leben und dem jenseitigen stand es ihr nun als Bindeglied, als ein gutes Bindeglied. Sie wußte ja nicht....

Die Gräber von Großvater und Großmutter suchte ich noch auf. Sie sagten mir nichts weiteres. Was von ihrem Wesen bestimmt war, in mir fortzubestehen, war längst in mir aufgegangen, und ich wußte es längst, ihr Grab verriet mir's nicht erst.

Auf dem Rückwege mußte ich wieder am Grabe des Vaters vorbei. Die Blumen sind von „ihrer“ Hand, fiel mir ein. Da schrie es verzweifelt auf in mir. Jetzt war's frei, jetzt hatte sich's durchgebissen. Das ist wie Feuer, das sich durch Mauern frißt. Das Leben! Herrgott!

„Vater!“ schrie ich, „Vater!“

Und ich ging vom Kirchhofe fort. Ich — ja, sag' ich's fest heraus, alles Berrungene war mir verloren jetzt, all der stille Besitz. Ich — wollte ins Leben gehen!"

Der arme Lukas war tief erschüttert, er hüstelte ein wenig und sagte: „'s ist Zeit, daß es zum Ende geht, es will mir schwer werden.“

Er ging ein paarmal in dem Stübchen auf und ab. Der Regen draußen hatte aufgehört. Der Schein des Vollmonds lag im Fenster. Ich atmete kaum; es war ganz still, nur sein Schritt, ein klein wenig schlurfend, unterbrach das Schweigen.

Dann sagte er, auf und ab gehend:

„'s ist gut, daß man das alles doch nur einmal erleben muß, und ohne daß man's vorher ahnt, denn es kommt doch vieles über einen, das man sich nicht selbst gibt, das aus ganz weiten, unnahbaren Beziehungen fließen muß. Es ist doch ein Rätsel, das Leben. Aber was will das sagen? Unsere Sinne sind so kurz, und wir halten für zerrissen und abgetrennt, was viel tiefer zusammenhängt. In meinen Jahren wenigstens, mein Lieber, will man sich's zum Ganzen schmieden, da will man runden und abschließen. Das große Rätsel bleibt ja wohl allemal bestehen, aber viele kleine Rätsel lösen sich ganz von selbst, und das ist immer etwas.“

Nun stellte sich der arme Lukas vor's Fenster. Es gab ein ernstes Bild. Sein vorgeneigter Kopf, die breiten Schultern, und darüber, hinter ihm, das Kreuz des Fensters, das sich dunkel in die Mondhelle zeichnete. Er stützte die Arme auf seinen Arbeitstisch und sprach langsam vor sich hin:

„Ich ging nach unserm Hause, wo sie wohnen mußte. Es mochte elf Uhr vormittags sein. Sie war jetzt wohl in der Küche beschäftigt. Aber ich wollte sie jetzt nicht dort treffen. Es war mir, als habe ich eine größere Sicherheit in der Stube, die doch einmal mir gewesen war, darin doch so viel von mir, von meiner Kindheit lebte, darin mir nun die Erinnerung Kraft geben sollte und Hilfe leihen. Ich trat also gleich rechts in die Stube ein. Auf der Bank am Tische saß ein kleines Mädchen. Ich sah's lange an. Auch das Kind sah zu mir, aber es blieb ruhig, es fürchtete sich nicht.

Ich wußte gleich, daß es ihr Kind war, es hatte Ähnlichkeit mit ihr. Und merkwürdig, mir war, als hätte ich als Kind ähnlich so ausgesehen. Mein Bild, wie ich's einst im Spiegel gesehen hatte, stand mir deutlich vor Augen.

Vor diesem Kinde zitterte ich

Ich ging freundlich auf es zu.

„Wie heißt du denn, Kleine?“ fragte ich, halb flüsternd.

„Luischen,“ sagte sie.

„Gib mir mal 'ne Hand, komm!“

Sie gab sie schüchtern.

„Weißt du auch deinen andern Namen?“

„Schlüssel.“

„Weißt du schon, wie alt du bist?“

„Nein, aber Ostern komm' ich in die Schule.“

„Wo ist denn dein Vater?“

Die Kleine sah mich groß an, sie lächelte halb verlegen.

„Weißt du's nicht?“

„Auf den Kirchhof ist er kommen.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Draußen. In der Küche ist die Mutter.“

Die Kleine stand von der Bank auf und wollte hinausgehen.

„Nein, bleib schön da, Kind, deine Mutter kommt gleich. Bleib schön bei mir, — siehst du, ich bin der Onkel Lukas. Hat dir die Mutter noch nichts vom Onkel Lukas erzählt? Nein, noch gar nichts? Ei, so will ich dir recht viel von ihm erzählen.“

Ich hatte das Kind lieb. Es war ihr Kind.

Ich nahm's auf meinen Schoß und flüsterte ihm schöne Dinge ins Ohr, durcheinander, buntes Zeug, wie's mir gerade einfiel.

„Und gibst du mir auch einen Kuß? Willst du mir auch einen Kuß geben?“

Sie tat's nicht gleich. Da drückte ich das Kind an mich und küßte es. Mein Herz jubelte. In dem Augenblick öffnete sich langsam die Tür. Das Geflüster mochte doch hinaus in die Küche gedrungen sein.

„Lukas!“

Der Ruf war halb angstvoll, halb vorwurfsvoll, und in demselben Augenblick war mir das Kind entrisßen.

„Lukas!“

Dann blieb's einen Moment still, nur das Kind weinte in die Schürze der Mutter.

„'s ist doch dein Kind, Luisechen?!“

Da war's, als richtete sie sich noch höher auf. Ein tiefer, schwerer Ernst lag in ihren großen Augen. Ihr Mund wurde streng, ihre Züge wurden starr.

Ich blickte groß auf. Es war so feierlich jetzt.

„'s ist doch —“

Ich wollte den Satz wiederholen, es ging nicht. Ich schluckte das Wort hinunter.

„'s ist dein Schwesterchen, Lukas!“ sagte sie voll Hoheit. Da traten mir Tränen in die Augen. Ich starrte sie fragend an.

„Du hast kein Recht —“

Weiter kam sie selbst nicht, aber sie behielt sich ganz in der Gewalt. In mir weinte es, heiße, heiße Tränen, die niemand sah, die wie Gift brannten.

„Du darfst deinen Vater nicht entehren, Lukas!“

Sie hatte sich mir weit fern gerückt.

Eine Weile stand ich unschlüssig und einfältig da und fand mich nicht zurecht in mir. Das Kind hatte halb neugierig, halb ängstlich die Blicke auf mich gerichtet. Nun wandte ich mich zum Gehen, aber in der Tür hielt mich's noch einmal fest.

„Mutter!“ sagte ich, halb unbewußt.

Da trat sie auf mich zu und gab mir die Hand. Sie sah mich fest an, und ich hielt ihren Blick aus. Sie zog mich nach der Bank.

„Setz dich, Lukas, du sollst mir willkommen sein! Jetzt kann ich dich begrüßen und aufnehmen. Gib deinem Bruder die Hand, Luischen, 's ist dein großer Bruder, den du noch gar nicht gesehen hast.“

Zwischen ihr und mir saß das Schwesterchen. Sie hatte wieder gesiegt. Aber seltsam, ich fühlte mich nicht unterlegen, ich fühlte mich wie in ihrer Hut.

Mutter und Sohn! Das war eine weite Scheidung. Und wie nah hatte einst alles zu ihr in mir gelegen. Nun stand sie mir wolkenhoch, wolkenfern.

Dreizehntes Kapitel.

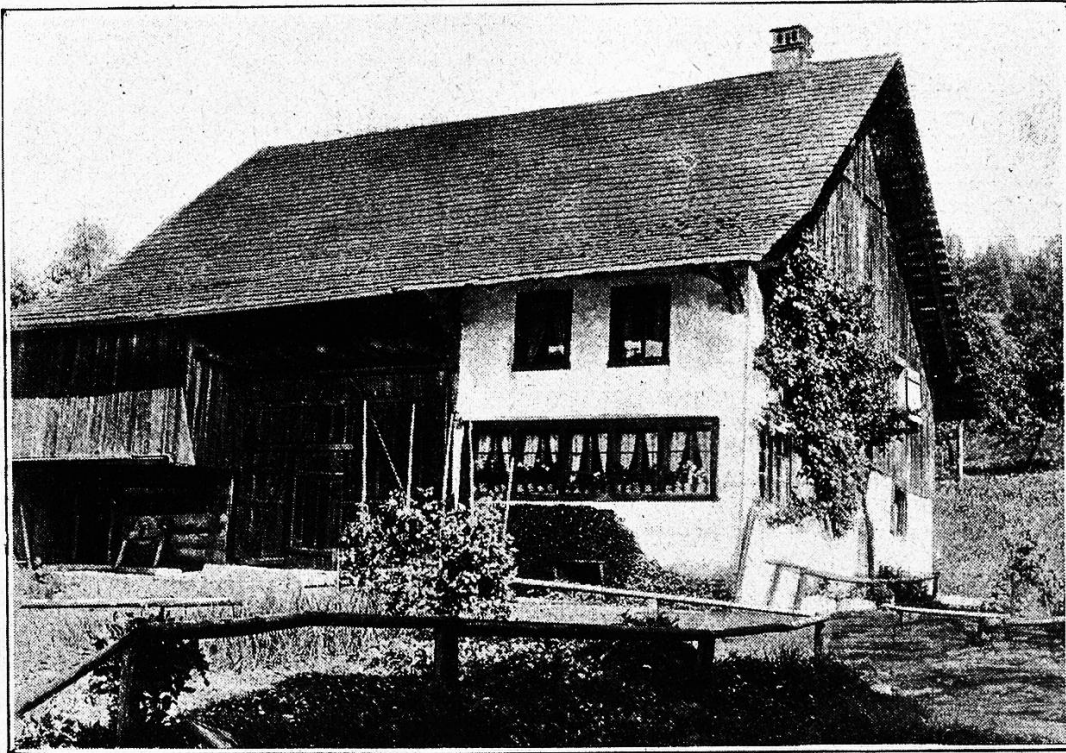
Sie hat mein Leben mit keinem Worte berührt. Und ich konnte nirgends ein Ausweichen oder Sichhüten bemerken. Sie sprach alles so selbstverständlich und fertig. Alles war so ganz in ihr, und ohne Fragen und Zweifel.

Sie mußte doch viel gelitten haben. Viel. Aber sie mußte sich auch durchgerungen haben. Schwer, sehr schwer. Anders wird man so nicht.

Wir aßen zusammen zu Mittag. Sie gab mir, wie die Mutter ihrem Sohne gibt, mit viel Liebe und Zuspruch. Sie saß mir gegenüber. Sie erzählte von der Krankheit des Vaters, von seinem Erwarten, daß ich eines Tages käme. Er habe ihr die Hand gegeben vorm Sterben und tränenden Auges gesagt:

„Es ist mir doch schwer — der arme Lukas, Luischen!“ — „Es wird schon gut mit ihm sein,“ habe sie gesagt. Dann habe er noch einen großen, bittenden Blick auf sie gerichtet. Sie habe ihm das kleine Luischen ans Bett geführt, und er habe die Hand des Kindes in ihre gelegt. — Sie sann ein wenig, und das folgende sagte sie mit halber Zurückhaltung. „Dann habe ich ihm die Stirne geküßt. Und er ist sanft eingeschlafen.“

So verplauderten wir den Mittag.



Geburtshaus des Zürcher Oberländer Volksdichters (des Verfassers der „Gemälde aus dem Volksleben“, z.) Jakob Stutz, geb. 1801, in Sikon-Sittnau, gest. 1871.

Photographie von Alwin Moser, Kilchberg.

Als es düsterte, kam doch etwas wie Furcht in mich. „Dein Zimmer ist oben bereit, Lukas,“ sagte sie. Ich wußte aber keine Antwort.

Als die Dämmerung tiefer ward und wir einander nicht mehr sehen konnten, erzählte sie wieder vom Vater. Er sei immer um mich besorgt gewesen. Er habe mir jeden Stein aus dem Wege räumen wollen. Er habe gewollt, daß ich mich ganz frei, ohne jede Rücksicht entwickeln könne. Und, das sei seine Gewißheit gewesen, das größte Hindernis für mich sei sie selbst gewesen. Sie sagte das ganz unbefangen und sicher. Er habe es durch die Heirat weggeräumt. Aber nicht nur deshalb habe er sie zur Frau genommen. Er habe sich nach dem Leben gesehnt. Ja, das habe er. Er habe sich wohl und geborgen gefühlt unter ihrer Fürsorge. Und er habe sie schätzen gelernt — wie sie auch ihn.

Damit brach sie ab und schwieg eine Weile.

Sie habe mir noch zu sagen, wie sie ins Haus gekommen sei. Sie seien ganz verarmt gewesen nach dem Bankerott. Der Vater sei gereift — dann sei es noch eine Zeitlang gegangen, aber schwer. Der Verdienst habe nicht gereicht. Sie müsse in eine Stelle gehen, habe ihr Vater gesagt. Sie müsse dienen. Das sei ihr furchtbar gewesen. Noch wochenlang habe sie sich gesträubt. Da habe sie gehört, wie schwer meine Mutter plötzlich erkrankt sei. Daß es zu Ende gehe, die Kunde sei im Dorfe umgegangen. Da habe es sie in unser Haus getrieben. Es sei ein starkes Gefühl in ihr

gewesen, es habe meiner Mutter und meinem Vater gegolten. Aber es habe noch mehr mir gegolten.

„Die Stunde kommt uns doch nicht mehr, Lukas. Wir müssen sie ausnützen und uns alles vom Herzen reden. Ich habe deine Mutter gepflegt. Ich habe ihr die Augen zgedrückt. Sie ist sanft gestorben. Sie hat all ihre Hoffnungen auf dich mit ins Grab genommen. Sie haben sie gewiß leichter gebettet. Das war ihr Glaube: daß du groß werden müßtest vor allen im Dorf deinem Vater zum Stolz, dem ganze Dorfe zur Ehre. Und das war die Forderung deines Vaters und seine Hoffnung. Mehr aber seine Forderung, denn wenn ich ihn recht verstand, war's mit seiner Hoffnung auf dich nicht weit her. Er glaubte nicht fest genug an dich. Unbehindert müßtest du aber sein, sonst sei's unmöglich ganz und gar. Und ich wuchs mit der Zeit auch in diese Gedanken hinein. Ich hatte ja nie vorher daran gedacht, daß du ein berühmter Mann werden könntest. Ich hatte gar keine rechte Vorstellung davon. Ein berühmter Maler, Gott, das zählte ich nicht hoch.

Aber deinen Vater hatte es nun ganz erfüllt. Ein Muß war das ihm. Alle Bilder, die ihm in die Hände kamen, zeigte er mir. „Siehst du, das ist von Cornelius,“ sagte er, „das ist ein großer Mann. Der ist der allergrößte. Und das ist von Kaulbach,“ — was weiß ich die Namen all sonst! Dein Vater wußte sie. Er kaufte Kalender und alles, worin ein Bild war. „So muß der Lukas einer werden,“ sagte er. So wuchs ich auch in den Gedanken hinein, daß man dazu ganz frei und unbehindert sein müsse, ohne Sorgen, daß man da schwere Tage ganz allein überstehen müsse, als Mann, und daß man da nichts dürfe anhängen haben, das einen herabziehe und einem hinderlich werde. Und daß ich alt werden könne, bis du so weit wärest und dir dies Glück lache.“

„Da hast du das Opfer gebracht?“

„Nein, ich habe gar nicht daran gedacht. Ich habe mich zurückgestellt, weil ich zu gering war, arm und hilflos und einfältig. Ich bin dir aus dem Wege gegangen, wie man den vornehmsten Leuten aus dem Wege geht, die in feinem Gefährt kommen.“

„Und deine Liebe.“

Sie blieb so gefaßt und sicher wie vorher und antwortete sofort auf meinen Einwurf:

„Ich hatte deinen Vater schätzen gelernt. Ich durfte nicht mehr fordern vom Leben. Es war schon zu viel, was es mir darbot.“

„Und hast du auch an mich gedacht?“

„Ja!“

„Und wie?“

„Daß es zu deinem Besten sei!“

„Und wenn es mein Unglück war?“

„Das kann man nicht vorhersehen. Das ist ein Schicksal. Es war zu deinem Glück gemeint. Und, Lukas, glaub nur, es ist mir nicht leicht gefallen!“

„Quisichen!“

„Ich bin deine Mutter, Lukas!“

Nun war ein langes Schweigen. So unmöglich mir's schien — wir verstanden einander. Ich verstand sie. Von den Rätseln des Lebens waren mir ein paar gelöst.

Wir sprachen nichts mehr davon. Es war gut geworden zwischen uns. Es war kein Gängen und Bangen mehr, keine Qual mehr. Sie fragte nicht nach meinem Leben. Kein Vorwurf, nicht der leiseste Ton eines Vorwurfs war in ihren Worten gewesen. Auch jetzt, da sie die Lampe gebracht hatte und wir den Abend traulich zusammen saßen, sprach sie nichts davon. Sie war voller Güte und Verzeihen, wie's ganze Menschen sind, die sich zur Stille durchgerungen haben.

Und ich war ein Verlorener.

Ich habe die ganze Nacht oben in meinen Stübchen gesonnen. Ich habe alles Wollen und alle Möglichkeiten überdacht. Es war vorbei. Ich konnte mich nicht mehr aufraffen. Ich konnte nicht wieder am alten Bau beginnen. Er lag zu sehr in Trümmern.

Ich hatte auch keine Energie mehr dazu. Das Leben war mir verpufcht. Aber ich litt nicht mehr darunter. Ich hatte doch noch heimlich gelitten seither. Jetzt war's vorbei damit. Es war trotz aller Zerbrochenheit alles ganz und ruhig in mir. Ich hatte alles verloren. Aber ich hatte mich gewonnen. Als einen andern, wie man von mir erwartet hatte. Aber was tat das nun! Und schließlich war der Gewinn doch größer als der Verlust. Es kommt eben nicht auf das Nutzen an.

Mir war, als müsse ich mich nun in einen Rahn legen und von den Wellen treiben lassen. Nur treiben. Ich steuerte nicht, ich ruderte nicht. Es war alles Beschaulichkeit in mir. Ich war wieder so geworden, wie ich als Knabe gewesen war. Ohne Ziel und Trieb, ein Träumer.

Ja, die Tatkraft, die nach außen geht, die Ausdruck will und Eile hat und ein Ziel, ich hatte sie eingebüßt, hatte das letzte Restchen von ihr verloren. Das ist mir klar geworden in der Nacht in meinem Stübchen oben.

Am frühen Morgen stand ich zum Abschied bereit.

„Leb wohl, Mutter!“ sagte ich frei und ehrlich.

Es erschien ihr ganz selbstverständlich. Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und küßte mich auf die Stirn, wie man ein Kind küßt.

„Leb wohl, Lukas!“

Sie fragte nicht, wohin ich ginge. Sie stand mit dem Schwesterchen

in der Haustür und sah mir nach. Und als ich den Gang drunten war, wo der Weg eine Biegung macht, blieb ich noch einmal stehen und sah zurück. Sie hatte das Schwesterchen auf den Arm genommen und winkte mir den letzten Abschied. So im Rahmen der dunklen Tür — den hellen, wachsenden Tag draußen — Herrgott, es krampfte mir doch das Herz...

Ich bin nach einigem Hin und Her hierher zu euch gekommen, Lieber. Ich war reif geworden zu einer bleibenden Stätte. Es kommt schon alles gerade zur rechten Zeit im Leben. Was mich hier festhielt, weiß ich nicht. Vielleicht eine Ähnlichkeit mit meiner Heimat. Ich kann's nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich gleich fühlte, hier bleibst du.

Ich habe vom Leben nichts mehr gefordert. Ich war — der arme Lukas! Mein Vater hatte das rechte Wort gefunden: der arme Lukas! Und ihr habt's auch gefunden, alle ganz von selbst. Ja, es geht was vom Menschen aus, das geht auf alle über.

Hier hat mein Leben die letzte Stille gefunden und manche Freud' in ihr. So einiges ist mir doch im Gedächtnis geblieben, auch die Kirchweih damals. Nicht des Verdienstes wegen. Es war doch eben ein Spaß, und was für's junge Volk. Gott, sind doch Freuden so billig!

Die Bäume hier den Gang hin, die man vom Fenster aus sieht, hab' ich euch gepflanzt. Die Aeben drüben auf dem „Mauznest“ und droben am „falschen Ritterschwur“ sind von mir angelegt. Oder wenigstens gab ich die Anregung dazu. Nun freu ich mich des Blühens, und heimlich geh' ich stolz, wenn's Herbst ist. Man ist halt auch nur ein Mensch. Und 's ist doch so was Wunderbares: Früchte! Wie das der liebe Herrgott gemacht hat: Früchte, und den Herbst hat werden lassen! — Ja, ja!

Ich hab' die Nächte gewacht, daß ihr schlafen könntet. Ich mußte ja leben. Ein Verdienst weiter hab' ich da nicht. Und etwas tun muß der Mensch halt auch. Aber das muß ich sagen: es war mir doch eine Befriedigung, mich nützlich zu machen. Nur im kleinen, aber es war für viele. So mit der Zeit wächst sich's auch zum Großen aus.“

Er lachte.

„Wir sind eitle Menschen. Wir wollen immer etwas für uns haben, aus allem einen Gewinn. Na ja, ist ja auch gut.“

Gespart hab' ich mir ein paar hundert Märkelchen. Meine verschiedenen Geschicklichkeiten haben mir immerhin etwas eingetragen. Vielleicht ist's für ein Krankenlager notwendig. Und wenn nicht, mag's meinem Schwesterchen sein. Ich häng' so sehr an ihm. Es hätt' ja wohl mein Kind sein sollen —“

Er seufzte schwer und schwieg.

Dann drehte er sich um und blickte hinaus in den weiten Abend.

„Ich werde so ruhig sterben, wie ich gelebt habe in den letzten Jahren,

lieber junger Freund. Ich werde auch auf dem Sterbebette nicht an Reue und Buße denken. Ich habe nie daran gedacht.

Der Sämann wirft seine Körner aus und will, daß alle wachsen. Aber was vor seinen Fuß fällt, das tritt er selbst nieder. Es klebt dann an seinem Schuh, und er streicht's auf dem Wege ab. Da ist's zerquetscht und verloren.

Und allen Körnern ist doch der Keim des Wachstums gegeben, vergebens den paar wenigen. Ja, ja! Es ist so, das Leben.

Ich bin halt auf dem Wege abgestrichen worden, ich bin nicht in die rechte Furche gefallen."

Freundschaftsgruß.

Schatten sinken immer tiefer
Und der Berge Wand verglüh't —
Träumend wie ein Hauch der Sehnsucht
Hoch die Rosenwolke zieht.

Unsrer Freundschaft ätherweicher
Wonniger Gruß ist dieser Traum;
Deine Seele, meine Seele
Lichtvereint im Himmelsraum.

Otto Volkart, Bern.

Wie man reich wird.

(Frei nach P. T. Barnum von L. Katscher.)

1.

Ich will dich lehren, wie man zu Geld kommt oder unter Umständen kommen kann. Solltest du mich fragen: Von wannen kommt dir diese interessante Wissenschaft? so sei dir gleich geantwortet: ich habe sie von einem Manne, der einmal nichts hatte und der mit 82 Jahren als fabelhaft reicher Mann starb. Es ist der berühmte englische Schaubudenbesitzer, Riesen- und Zwerg-Aussteller, Menagerie-Direktor und Karitäten-sammler Barnum. Derselbe hat ein Buch über sein Leben geschrieben, worin er Winke gibt, wie man sich ein Vermögen erwirbt. Es ist von Interesse, die Grundsätze kennen zu lernen, die diesen Mann zur Erlangung von Reichtum geleitet haben. Dieselben sind ausgezeichnet, nur sind sie wie viele Ratschläge schwer durchzuführen, aber es kann keinem Menschen schaden, sich dieselben stets vor Augen zu halten.

Barnums erste und wichtigste Regel heißt: Sei sparsam!

Hast du noch kein Vermögen, so spare, um dir eins zu erwerben; bist du aber schon bemittelt, so spare, um dir dein Vermögen zu erhalten. Geld zu erwerben, ist nicht immer schwierig, sehr schwierig aber ist die Kunst, im Besitze des Erworbenen zu bleiben. In beiden Fällen besteht die Hauptsache darin, daß man weniger ausgabe, als man einnimmt; nur so kann Wohlstand erworben werden, es sei denn, es trete ein Glücksfall — eine Erbschaft, ein Lotteriegewinn usw. ein, und selbst in diesem Fall hört der Reichtum über kurz oder lang wieder auf, wenn man nicht entsprechend zu wirtschaften versteht.

Aber das Sparen allein genügt nicht. Man muß auch in der richtigen Art zu sparen wissen. Gar mancher glaubt zu sparen, während er in